

Christoph Braun / Wilhelm Brüggen (Hrsg.)

Psychoanalyse der Institutionen – Institutionen der Psychoanalyse



Brandes & Apsel

Christoph Braun / Wilhelm Brüggen (Hrsg.)

*Psychoanalyse der Institutionen –
Institutionen der Psychoanalyse*



In einem interdisziplinären Dialog reflektieren Psychoanalytiker, Sozial- und Kulturwissenschaftler das spannungsreiche Verhältnis von Institutionen und Individuen. Die Beiträge erschließen viele Facetten dieser spannenden Debatte.

Für die einen dienen Institutionen zur Abwehr von Konflikten. Institutionelle Verkrustungen sollen durch Bewusstmachung aufgehoben werden. Für andere ist die Zunahme strukturell gestörter Menschen ein Hinweis auf gesellschaftliche Institutionalisierungsdefizite, die behandlungstechnisch durch neue, institutionell befestigte Beziehungserfahrungen ausgeglichen werden können.

Entsprechend unterschiedlich beziehen sich die verschiedenen psychoanalytischen Schulen auf die Institutionalisierung ihrer eigenen therapeutischen Praxis (Ausfallhonorar, Ferienregelung, Stundenfrequenz etc.) sowie auf die eigenen Ausbildungsstrukturen und fachgesellschaftlichen Institutionen.

Die Herausgeber:

Christoph Braun, Psychologe, Psychoanalytiker und Lehrbeauftragter am Berliner Institut für Psychotherapie und Psychoanalyse (BIPP).

Wilhelm Brüggen, Dr., Arzt, Psychoanalytiker, Lehranalytiker und Leiter des Berliner Instituts für Psychotherapie und Psychoanalyse (BIPP). Bei Brandes & Apsel bereits erschienen: *Die Modernisierung des psychischen Apparats* (Hrsg.) (2009).

Christoph Braun / Wilhelm Brüggen (Hrsg.)

Psychoanalyse der Institutionen – Institutionen der Psychoanalyse

Beiträge von Christoph Braun, Wilhelm Brüggen,
Mario Erdheim, Andreas Gehrlach, Andreas Gregor,
Ulrike Harms, Bernd Heimerl, Josef Ludin,
André Laubmann, Angeles Llorca Díaz,
Thomas Macho, Christoph Türcke

Brandes & Apsel

Auf Wunsch informieren wir Sie regelmäßig über *Neuerscheinungen* in dem Bereich Psychoanalyse/Psychotherapie.

Bitte senden Sie uns dafür eine E-Mail an info@brandes-apsel.de mit Ihrem entsprechenden Interessenschwerpunkt.

Gerne können Sie uns auch Ihre Postadresse übermitteln, wenn Sie die Zusendung des *Psychoanalyse-Katalogs* wünschen.

Außerdem finden Sie unser *Gesamtverzeichnis* mit aktuellen Informationen im Internet unter: www.brandes-apsel-verlag.de und unsere E-Books und E-Journals unter: www.brandes-apsel.de

1. Auflage 2013 (E-Book)

1. Auflage 2013 (gedrucktes Buch)

© Brandes & Apsel Verlag GmbH, Frankfurt a. M.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, Mikroverfilmung, Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen oder optischen Systemen, der öffentlichen Wiedergabe durch Hörfunk-, Fernsehsendungen und Multimedia sowie der Bereithaltung in einer Online-Datenbank oder im Internet zur Nutzung durch Dritte.

Umschlag: Franziska Gumprecht, Brandes & Apsel Verlag, Frankfurt a. M.

DTP: Caroline Ebinger, Brandes & Apsel Verlag, Frankfurt a. M.

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

ISBN 978-3-95558-028-5

INHALT

Vorwort	7
<i>Christoph Türcke</i> Zur Genealogie der Institution	21
<i>Bernd Heimerl</i> Anmerkungen zur psychoanalytischen Institution mit dem Blick auf ihre Fortschrittmöglichkeit Koreferat zu Christoph Türckes Vortrag »Zur Genealogie der Institution«	30
<i>Wilhelm Brüggen</i> Defizit oder Konflikt, Freiheit oder Institution, Identität oder Differenz Über kulturgeschichtliche Verwicklungen der Psychoanalyse	37
<i>Andreas Gregor</i> Institution – Hindernis oder Raum für Freiheit Koreferat zu Wilhelm Brüggens Vortrag »Defizit oder Konflikt, Freiheit oder Institution, Identität oder Differenz«	83
<i>Andreas Gehrlach</i> Teil des Problems, nicht der Lösung sein: »Herrschaft und Knechtschaft« als Figur der Identifikation und der Kritik der Institution in der Psychoanalyse	88
<i>Christoph Braun</i> Übers Unfertigkeit hinaus Koreferat zu Irene Berkels Vortrag »Die unauflösliche und unaufhebbare Dimension der Institution«	111

<i>Josef Ludin</i> Zum Verhältnis von Institutions- und Ideologiebildung in der Psychoanalyse	122
<i>André Laubmann</i> Psychoanalytische Ideologien – von der Konkurrenz zum Konsens? Koreferat zu Josef Ludins Vortrag »Zum Verhältnis von Institutions- und Ideologiebildung in der Psychoanalyse«	137
<i>Mario Erdheim</i> Das Gesetz der Gabe und die Entwicklung des Subjekts	142
<i>Angeles Llorca Diaz</i> Koreferat zu Mario Erdheims Vortrag »Das Gesetz der Gabe und die Entwicklung des Subjekts«	153
<i>Ulrike Harms / Thomas Macho</i> Selbstschöpfung: Zur Theorie der Institution nach Cornélius Castoriadis. Im Fokus: die Psychoanalytische Ausbildung und der transhierarchische Dialog – eine Institution im Prozess	159
Die Autorinnen und Autoren	174

VORWORT

Für Psychoanalytiker sind Institutionen ein ziemlich heißes Eisen. Wahrscheinlich gibt es nur wenige Berufsgruppen, die sich mit derartiger Hingabe den eigenen Institutionen zuwenden, sie kontrovers diskutieren, sie beständig auf-, ab- und umbauen. Soll die Behandlung zwei-, drei-, vier- oder fünfmal pro Woche stattfinden, im Liegen oder gegenüberstehend? Was ist mit ausgefallenen Stunden, mit Ferien, Urlaubsregelungen oder Unpünktlichkeit und überhaupt, wie lange soll eine Behandlung eigentlich dauern, sollte man sie selber bezahlen, ist das überhaupt Psychoanalyse, wenn Krankenkassen die Kosten übernehmen? Und dann die Ausbildung: Welche Behandlungen, welche Lehranalysen können anerkannt werden? Und wieder die Gretchenfrage: Müssen sie zwei-, drei-, oder viermal pro Woche stattfinden? Wie viele Anamnesen, Behandlungskontrollen, Testate und Prüfungen werden verlangt, macht es Sinn, die Ausbildung in die Hände sog. Lehranalytiker zu legen und wie wird man das? Was müssen die besser können? Was ist mit den Fachgesellschaften, warum reicht nicht eine, warum die vielen Spaltungen, warum all die Aufnahme- oder Initiationsrituale? Und schließlich: Warum ist all das so wichtig?

An den Personen kann es nicht liegen. Der Verdacht, dass es sich bei Psychoanalytikern um besonders passionierte Freunde institutioneller Vereinsmeierei handele, ist wenig plausibel. Wahrscheinlich hat es mit dem Gegenstand selbst zu tun. Offenbar haben wir es in der Psychoanalyse mit zwei diametral gegenläufigen Tendenzen zu tun: mit einer radikal antiinstitutionellen Haltung, wie sie z. B. im Prinzip der freien Assoziation zum Ausdruck kommt, und mit einer besonderen Wertschätzung institutioneller Regelwerke – als eine Art Schutzraum für jene anderen so sehr regellosen, moral- und autoritätsvergessenen Unter- und Nebenwelten.

Und doch, wahrscheinlich ist das ja nur die eine Seite. Psychoana-

lytiker haben es nicht nur besonders schwer mit Institutionen, sie verstehen auch mehr davon. Seit Freud 1921 seinen institutionenkritischen Essay *Massenpsychologie und Ich-Analyse* veröffentlichte, ist die Psychoanalyse fester Bestandteil der großen sozialwissenschaftlichen Diskussionen über Entstehung, Struktur und Verfall gesellschaftlicher Institutionen. Deshalb liegt es nahe, die Kontroversen über die *Institutionen der Psychoanalyse* mit der Frage nach einer *Psychoanalyse der Institutionen* zu verknüpfen. Und in der Tat hat sich gezeigt, dass beide Ebenen, der Umgang mit Institutionen und die eigene Theorie der Institutionen, nur schwer zu trennen und fast immer miteinander verschränkt sind. Offenbar handelt es sich um Themenfelder, in denen die Schnittmengen zwischen der Psychoanalyse auf der einen sowie den Kultur- und Sozialwissenschaften auf der anderen Seite besonders groß und vielseitig sind.

So hat es sich als eine fruchtbare Idee erwiesen, im Sommer 2012 im Berliner Institut für Psychotherapie und Psychoanalyse (BIPP) ein Symposium zu veranstalten mit dem Titel *Psychoanalyse der Institution – Institutionen der Psychoanalyse*, zu dem sowohl klinisch tätige Psychoanalytiker wie psychoanalytisch orientierte Kultur- und Sozialwissenschaftler eingeladen wurden. Die Aufsätze dieses Buches beruhen auf Vorträgen, die während dieses Symposiums gehalten wurden.

Gleich der erste Beitrag von *Christoph Türcke* entwirft eine eigene Theorie über den gattungsgeschichtlichen Entstehungsprozess des Menschen. Sie ist zugleich eine psychoanalytische Theorie der Institutionen, weil für Türcke die Fähigkeit, Institutionen zu bilden, die Schwelle markiert, an der die biologische Entwicklung der Arten in menschliche Kulturgeschichte übergeht. Türcke fügt den vielen bisher genannten Definitionen des Menschen eine weitere hinzu, auch wenn er dies nicht explizit sagt: Für ihn ist der Mensch das institutionenschaffende Tier. Dabei greift er auf die Freudsche Theorie des Wiederholungszwanges zurück. Zu Beginn seiner Gattungsgeschichte habe der Mensch versucht, überwältigende Schreckerlebnisse durch Wiederholung zu bewältigen, z. B. in grausamen Opferritualen. Die Wiederholung des Schreckens diene seiner Verarbeitung durch Abfuhr der Reiz-

überflutung. Durch diese ersten Formen performativen Erinnerens werde aus dem Vormenschen ein sich auf sich beziehendes Wesen, ein sich reflektierender Mensch. Später habe man sich eingebildet, all das für einen »imaginären Adressaten«, eine »heilige Macht« zu tun. Dadurch habe sich die Wiederholung, der Brauch zum Ritual, zur Institution verfestigt. Türcke ist überzeugt, dass dieser Zusammenhang – wenn auch in abgeschwächter, sublimierter und humanisierter – Form noch heute wirksam sei. So komme Institutionen immer etwas Zwanghaftes zu. Letztendlich seien alle profanen Institutionen auf sakrale Vorläufer bzw. Opferrituale zurückzuführen. Aus einmütigem Opferzwang seien strikt zu beachtende Verwandtschafts-, Sippen- und Herrschaftsverhältnisse erwachsen. Andererseits böten Institutionen aber auch die Chance, tief verwurzelten Wünschen und Sehnsüchten dauerhaft Ausdruck zu verleihen – z. B. im Christentum, das dem sehnlichen Wunsch der Jünger nach der siegreichen Wiederkehr ihres grausam geopferten Meisters institutionelle Gestalt gab.

Derart aus eigefahrenen Handlungsabläufen entstandenen Institutionen wohne deshalb eine Tendenz zur Selbstverfestigung inne. Andererseits streben sie nach Aufhebung ihres Anlasses – ebenso wie der traumatische Wiederholungszwang. Sie können dogmatisch-beengend wie bestärkend und entlastend wirken. Entscheidend sei die Besinnung auf ihren sozial- oder kulturgeschichtlichen Inhaltskern. Was die Institutionen der Psychoanalyse angehe, sei diese die freudsche Entdeckung des Primärvorganges. Wer den nicht wahr haben wolle, gehöre nicht zu ihr.

Bernd Heimerl bezieht Türckes Ausführungen in seinem Co-Referat auf Foucaults Genealogie-Konzept, dem er drei Gesichtspunkte entlehnt: den Ursprung von Institutionen, deren Identität und schließlich ihre diskontinuierliche Entwicklung mit Brüchen und Krisen. So kehrt auch für Heimerl in der Institution das polymorph-perverse, das Urverdrängte, der Vätermord wieder, gemäß der Logik des traumatischen Wiederholungszwangs. Heimerl kontrastiert Türckes Einsatz des Opfers mit René Girards Opfertheorie und zieht eine Verbindung zu dem Gründervater Freud, der – ähnlich wie Ödipus – für den Erhalt der

Gemeinschaft der Psychoanalytiker bzw. der institutionalisierten Psychoanalyse habe geopfert werden müssen. Er stellt philosophische und wissenschaftstheoretische Gedanken zur Fortschrittlichkeit psychoanalytischer Institutionen an. Krisen erscheinen als Überprüfungsinstanzen des bestehenden Paradigmas. Schließlich bezieht Heimerl diese Überlegungen auf Alain Ehrenbergs Studie *Das Unbehagen in der Gesellschaft* und veranschaulicht anhand des psychoanalytischen Konzepts des »Ichs«, wie unterschiedlich sich amerikanische und französische psychoanalytische Institutionen gesellschaftlich, historisch und wissenschaftlich entwickelt haben.

Wilhelm Brüggen betrachtet die Institutionenfrage aus umgekehrter Perspektive. Sein Ausgangspunkt sind die gegensätzlichen Einstellungen, mit denen Psychoanalytiker den eigenen Institutionen begegnen. Einerseits möchten sie das antiinstitutionelle, das primärprozesshaft-träumerische im Fluss der freien Assoziationen zur Sprache und in der gleichschwebenden Aufmerksamkeit des Analytikers zu Gehör bringen. Andererseits legen sie großen Wert auf ihre Behandlungs-, Ausbildungs- und Initiationsrituale. Brüggen bringt diese gegensätzlichen Einstellungen in Zusammenhang mit den ebenso gegensätzlichen Haltungen, die Psychoanalytiker ihren Patienten entgegenbringen: Werden die psychischen Probleme auf Strukturdefizite im Bereich der inneren Objekte bzw. der innerseelischen Grenzziehungen zurückgeführt, oder handelt es sich bei ihnen um den Ausdruck unbewusster Wunsch-Abwehrkonflikte? Während jene erste defizitpsychologische Betrachtungsweise darauf hinausläuft, dem Patienten durch ein institutionell hoch verdichtetes Behandlungssetting angemessenere Objekterfahrungen zur Verfügung zu stellen, zielt die andere konfliktpsychologische Sichtweise eher darauf ab, den zugrunde liegenden Konflikt bewusst zu machen. Dabei seien die antiinstitutionell-primärprozesshaften Artikulationsformen von besonderer Bedeutung.

Weiter berichtet Brüggen von seiner Erfahrung, innerhalb der psychoanalytischen Fachdiskussionen auf keine verlässlichen Kriterien gestoßen zu sein, welcher der beiden Haltungen der Vorzug zu geben sei. Dies veranlasst ihn zu der Folgerung, dass es hier wohl eher da-

rum gehe, welches Menschenbild vorausgesetzt werde. Er unternimmt deshalb den Versuch, im Rahmen der philosophischen Anthropologie belastbarere Kriterien zu finden. Auch hier stößt er auf ähnliche Gegensätze. Während Cassirer den lebens- und gattungsgeschichtlichen Entwicklungsweg des Menschen als schrittweise Befreiung aus unbewusster Unmündigkeit beschreibe, gehe es Gehlen vor allem darum, dem menschlichen Defizit- oder Mängelwesen durch eine institutionell hoch verdichtete Lebensumwelt zu einer robusteren innerseelischen Struktur zu verhelfen, die ihn von den überfordernden Ansprüchen bewusst-reflexiver Selbststeuerung entlaste. Vor dem Hintergrund der Cassirerschen Kulturtheorie versucht Brügger zu verstehen, warum es zu derart gegensätzlichen Sichtweisen kommt. Dabei hebt er hervor, wie sehr wir noch heute in verschiedenen Welten leben, die ganz eigenen inneren Strukturen und Ordnungsprinzipien folgen – je nachdem, ob wir uns auf unsere Gegenstandsverhältnisse unmittelbar reflexiv zurückbeziehen oder ob wir diese Reflexion in weiteren Metareflexionen nochmal reflektieren. Teils erscheint uns unsere Umgebung als traumhaft-mythischer, animistisch-belebter Kosmos beständig ineinander übergehender Zwitterwesen, teils glauben wir, in einer ordentlich eingerichteten Welt klar abgegrenzter Dinge und Personen zu leben, oder wir wähen uns in einer technisch-funktional bestimmten Welt mathematisch-naturwissenschaftlich beschreibbarer Reversibilitäten und Algorithmen.

Brügger stellt fest, dass es Gehlen – genau wie vielen anderen eher aufklärungskritischen Sozialphilosophen – offenbar schwerfalle, diese verschiedenen »Welten« (Cassirer) gleichermaßen gelten zu lassen. In der Regel bestehe die Tendenz, das mythisch-primärprozesshafte Weltverständnis als etwas eigentlich schon Überwundenes gering zu schätzen, während die technisch-funktionale Sicht als massenkulturelles Verfallsphänomen erlebt wird. So erfreue sich das alltagsweltliche, propositional-sprachlich strukturierte Weltbild gerade wegen seiner verdinglichenden und institutionalisierenden Konsequenzen besonderer Wertschätzung.

Die Freudsche Psychoanalyse zeichne sich dadurch aus, dass sie alle drei Wissensformen gleichermaßen zu Wort kommen lasse und dadurch

einen neuen, bisher einzigartigen Wissenschaftstyp hervorgebracht habe, die angesichts des gegenwärtigen, strukturell-defizitpsychologischen bzw. objektbeziehungstheoretisch ausgerichteten Mainstream wieder verlorenzugehen drohe – was sich vor allem in einer Geringschätzung der freien Assoziation und in einer hermeneutischen Engführung der klinischen Arbeit äußere.

Abschließend gibt Brüggen einen Ausblick auf eine Psychoanalyse, die jenes, in der gegenwärtigen Wissenschaftslandschaft ganz einzigartige Grundparadigma wieder wichtig nimmt – einschließlich der damit verbundenen Institutionenkritik. Dabei kritisiert er jene naiv-metaphysische Haltung, den Patienten über sein Unbewusstes aufklären zu wollen – so als handele es sich beim Unbewussten um ein nur dem Patienten Unbewusstes.

In seinem Koreferat arbeitet *Andreas Gregor* die Kernpunkte von Brüggens Argumentation heraus und unterwirft sie einer kritischen Prüfung. Zunächst erkennt er in der Freiheit den Angelpunkt der beiden beschriebenen Tendenzen: Wird sie als bedrückende Last, als ängstigender Strukturverlust oder als lustvolle Selbstverwirklichung erlebt? So können machtvolle Institutionen ebenso als Erleichterung und Entlastung begrüßt, wie als quälende Hemmnisse und einengende Begrenzungen bekämpft werden. Indem er sich auf die Gegensatzpaare von Brüggens Text stützt, gewinnt Gregor eine andere Perspektive, aus der die verschiedenen philosophisch-anthropologischen Sichtweisen und psychoanalytisch-behandlungstechnischen Einstellungen nicht mehr als unvereinbar erscheinen. So ist Gregor der Auffassung, die beiden von Brüggen scharf unterschiedenen konflikt- oder defizitpsychologischen Haltungen verbinden zu können. Deshalb regt Gregor an, jene von Brüggen nachgezeichneten philosophischen und psychoanalytisch-historischen Frontlinien versuchsweise aufzuweichen.

Abschließend nimmt er den Gedanken auf, dass es sich bei der Psychoanalyse um eine ganz eigene Wissens- oder Wissenschaftsform handele, weil sie sowohl das mythisch-assoziative, wie das abgegrenzdinghafte oder das funktional-wissenschaftliche Weltverhältnis gelten lasse, und stellt die Frage, ob die von Brüggen skizzierten behandlungs-

technischen Maximen diesem Anspruch wirklich gerecht werden. Die empirisch wissenschaftliche Perspektive und insbesondere die Neuro-psychoanalyse scheinen zu kurz zu kommen.

Andreas Gehrlach beginnt seinen Text mit einer Rückvergewisserung, was sinnvoller Weise unter Institution zu verstehen sei. Mit Bezug auf Foucault hebt er hervor, dass die Gegenüberstellung von Individuum und Institution selbst schon das Ergebnis eines spezifischen, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sich herausbildenden Institutionalisierungsprozesses sei: Während es vorher vor allem um das Verhältnis der Menschen zur umgebenden Natur, zum Göttlichen oder Absoluten ging, sei diese Gegenüberstellung durch den Selbstwiderspruch menschlicher Subjektivität abgelöst worden, sich nur in Bezug auf den Anderen als Subjekt konstituieren zu können – wobei dieser Andere ihm in der Regel als machtvolle gesellschaftliche Institution gegenüber trete. An die Stelle der Wahrheits- trete die Machtfrage. Auch der Freudsche Ödipuskonflikt sei in diesem Zusammenhang zu verstehen.

Durch ihre Betonung des Verdrängten, Abseitigen, Intimen und Trivialen, des träumerisch-phantastischen und des ubiquitär Neurotischen habe die Psychoanalyse zugleich gegen jene gutbürgerlich-institutionelle Formierung des Subjektes Partei ergriffen. Leider sei dieser Aspekt im Zusammenhang mit der später folgenden Institutionalisierung der ›psychoanalytischen Bewegung‹ weitgehend verlorengegangen. Erst durch die Lacansche Rückkehr zu Freud sei jener kritische Impetus zurückgewonnen worden – auch für den kultur- und sozialwissenschaftlichen Diskurs.

Im zweiten Teil seines Textes erläutert Gehrlach jene zuvor skizzierte Dialekt von Subjekt und Institution anhand der Kojève-Lacanschen Interpretation der Hegelschen Dialektik von Herr und Knecht. Ähnlich wie Brüggen, betont auch Gehrlach ein Subjektverständnis, das das selbstbewusste Individuum als ein in sich zerrissenes, erst im Begehren des Anderen zu sich kommendes Wesen konzeptualisiert. Am Ende seines Textes wirft Gehrlach die Frage auf, ob jene Dialektik einer zum Anderen und Fremden offenen Subjektivität wirklich auf die formierende Kraft autoritätsmächtiger gesellschaftlicher Institutionen ange-

wiesen ist, ob sie – wie Hegel dies vorschlägt – durch die Institutionen der bürgerlichen Gesellschaft stillgestellt werden müsse, oder ob es im Sinne einer individuellen, wohl niemals abschließbaren Dialektik des Begehrens verstanden werden kann.

Christoph Braun konzentriert sich in seinem Beitrag auf das Verhältnis zwischen Lehranalytiker und Ausbildungskandidaten. Dabei bezieht er sich in seinem Co-Referat auf einen von Irene Berkel gehaltenen Vortrag, der leider nicht in diesen Band aufgenommen werden konnte. Die entsprechenden Punkte werden daher von Braun paraphrasierend wiederaufgenommen. Braun greift Berkels Kritik an der institutionalisierten Psychoanalyse, insbesondere der Lehranalyse, auf und behandelt die Fragen der Übertragungsbeziehung und der Identifizierung.

In Erweiterung von Berkels Perspektive liege die Problematik einer institutionalisierten Lehranalyse weder allein in der Verinnerlichung eines toten Vaters gemäß Freuds *Totem und Tabu* noch in der endgültigen Abschaffung dieser Übertragungsbeziehung. In Frage stehe vor allem der Ort, den man innerhalb bestehender Institutionsstrukturen einnimmt und die Einhaltung oder Wiedergewinnung eines gesunden Abstands. In diesem Sinne wird ein imaginär-narzisstisches Sich-gleich-Machen mit dem Lehrer als imitativ, unauthentisch und unanalytisch zurückgewiesen.

Hinsichtlich der Gefahr von Verführung und abhängiger Hörigkeit von Ausbildungskandidaten, was einem inzestuösen Missbrauch gleichkommt, ergebe sich zum einen die Notwendigkeit der institutionellen Selbstbegrenzung – z. B. in Form aufgetragener Wanderjahre nach abgeschlossener Ausbildung. Zum anderen warnt Braun vor den Folgen, wenn sich der Analysand nach den vermeintlichen Vorstellungen des Lehranalytikers richtet. Statt Verinnerlichung eines ambivalent geliebtegehassten Vorbilds als Matrix neurotischer Fehlentwicklungen sei die Anerkennung eines gewissen Mangels erforderlich, was beiden Beteiligten eine schmerzhaft Trauerarbeit abverlangt. Dadurch könne sich der Weg öffnen für eine gewisse Freiheit.

Mario Erdheim untersucht in seinem Beitrag die Rolle und Funktion des Gabentauschs für die Entstehung gesellschaftlicher Bindungen.

Über das sich gegenseitige Brauchen und Nützen hinaus enthalten Geschenke ein Mehr, einen Überschuss. Sie transportieren Gefühle, Hoffnungen, Erfahrungen und stehen für den Luxus des Festlichen. Mit Rückgriff auf Marcel Mauss' Studien zum Gabentausch in traditionellen Gesellschaften sieht Erdheim Gaben in einen Kreislauf eingebunden, der aus Geben, Nehmen und Erwidern besteht. Die Gabe stelle eine Beziehung her, die durch die Gegengabe bestätigt werde. So erschaffe der Gabentausch ein symbolisches System aus Bindungen und Pflichten.

In modernen Gesellschaften scheinen Gaben diese Bedeutung verloren zu haben. Mit dem Gabentausch gerate auch die wechselseitige Abhängigkeit aus dem Blick, werde verdrängt. Erdheim interessiert sich für das Phänomen der Gabe, weil es in seinen Augen dazu dienen könne, jene modernen Verdrängungen, jene wechselseitigen Bindungen und Abhängigkeiten wieder bewusst zu machen.

Doch sieht Erdheim hinter den scheinbar rein ökonomischen Abhängigkeiten und der behaupteten Autonomie noch anderes. Bereits in der analen Phase der Entwicklung werde die Triebstruktur in die Logik von Geben-Nehmen-Erwidern eingebunden. Am Beispiel des Übergangsobjekts zeigt Erdheim, dass Gaben nicht nur symbolische Stellvertretungen sind, sondern auch Phantasien und notwendige Illusionen transportieren. Mit der Gabe werde das Lustprinzip in die Gesellschaft eingeflochten. Das Gesetz der Gabe bzw. der Fluss aus Geben-Nehmen-Erwidern halte als zentraler Organisator sozialer Kohäsion nicht nur die vormodernen Gesellschaften zusammen. Gesellschaftliche Institutionen wie Inzestverbot, Totemismus und Exogamiegebot seien notwendig, um das System der Gaben in Gang zu bringen und aufrecht zu erhalten. Somit liege der Wert von Institutionen vor allem darin, inwiefern sie diesen Fluss fördern oder hemmen.

Was die zeitgenössischen Gesellschaften angeht, sieht Erdheim die Rolle des Gabentausches vor allem darin, Aggressionen zu neutralisieren. Während das Inzestverbot desintegrierend für die Familie oder Gemeinschaft wirkt, führt es in Verbindung mit dem Gabentausch zur Integration von Fremdem und Anderem. Die Gabe erscheine hier »als

eine Art materialisierter Libido«, um Menschen aneinander zu binden. Weiter betont Erdheim, dass man die Freudsche Kulturtheorie ganz im Sinne seines Libidobegriffs auffassen könne. Libido stehe für die zusammenführende Vereinigung des Fremden. Kulturarbeit sei deshalb vor allem Auseinandersetzung mit dem Fremden, um neue mögliche Liebesobjekte zu finden und zu binden. Somit erscheine Kultur als Zwischenbereich zwischen Eigenem und Fremdem – ein noch unreguliertes innovatives Chaos.

Erdheim beschließt seinen Vortrag mit einigen Überlegungen zur psychoanalytischen Ausbildung und der Wissensvermittlung als Gabe. Er gibt zu bedenken, Prüfungen durch eine Art Gabentausch zu ersetzen. So könne man das vom Ausbildungsinstitut Gelehrte durchaus als Gabe verstehen. Die Gegengabe des Ausbildungskandidaten bestünde darin, das Gelehrte anzunehmen, es zu verwenden und weiterzuentwickeln. Vielleicht sei das der bessere Weg, die notwendige Ablösung inzestuöser Bindungen an den Lehranalytiker, das Ausbildungsinstitut und die jeweiligen Lehrmeinungen zu bewerkstelligen. Erdheim sieht hier eine Parallele zur ebenso notwendigen Ablösung von der Familie, weil die Libido nur so auf Neues gerichtet und Kants »sapere aude« wirklich werden könnte.

Angeles Llorca Díaz geht in ihrem Co-Referat zu Erdheim zunächst auf Marcel Mauss ein und erinnert daran, dass für diesen »die Gabe« ein die Gesellschaft in all ihren Dimensionen umfassendes Phänomen war. Jedoch funktioniere dies nur, sofern die Gabe bewirkt, dass es zur Gegengabe kommt. So sei man in den von M. Mauss beschriebenen Gesellschaften der Meinung, dass der Schenkende etwas von sich selber, einen Teil seiner selbst gebe. Sache und Person mischen sich. Deshalb handele es sich bei der Gegengabe auch darum, dem Gebenden seine Vollständigkeit nicht zu verweigern. Gleiches gelte auch für das Nehmen einer Gabe, die zur Fremderfahrung werde. Llorca Díaz schildert diesen Austauschprozess als Umwandlung von Fremdem in die eigene Kultur. Wie sie später ausführt, ist beispielsweise der Ausbildungskandidat ein Fremder für das psychoanalytische Institut und somit eine mögliche Bedrohung. Wenn die Umwandlung in Vertrautes

nicht gelingt, droht die Unterwerfung des Kandidaten in Form blinder Anpassung.

Bezugnehmend auf Erdheims Transfer des Gabentauschs aus der Ethnologie auf die Entwicklung innerhalb der Familie, spannt sie den Bogen weiter in die therapeutische Praxis. Ihre Aufmerksamkeit gilt der Frage, wie sich Gabe und Gegengabe in der therapeutischen Beziehung äußern. Dies erscheint besonders brisant, wenn sich ein relativ junger Ausbildungskandidat einem deutlich älteren Patienten gegenüber sieht, sofern dann in Übertragung und Gegenübertragung die Generationenfolge umgekehrt erscheinen kann.

Dem positiven Aspekt der Gabe in der psychoanalytischen Ausbildung stellt Llorca Díaz den negativen an die Seite, dass die Gabe auch Zwang und Schuld mit sich bringe. So könne die Gabe des psychoanalytischen Wissens lustvoll und spielerisch gewendet werden, sie könne aber auch zu steriler Wiederholung zwingen. Und im Spannungsfeld zwischen den angestrebten Ausbildungszielen und dem kommerziellen Aspekt psychoanalytischer Institute erinnert sie daran, dass Lehranalytischen für die erhaltene Gabe von ihrem Lehranalytiker nicht nur Geld geben, sondern auch viel von sich und ihrem Seelenleben.

Josef Ludin macht die Beziehung Freuds zur Stadt Rom zum Ausgangspunkt seiner Überlegungen. Offenbar sei sie für ihn als Jude sowohl Sinnbild eines bedrohlichen Gegners als auch bewunderungswürdige Stätte großartiger Institutionalisierungsleistungen gewesen. Er vergleicht Freuds Schaffung der »Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung« mit der Organisation der römisch-katholischen Kirche – vielleicht weil sie an der Universität als Ort der Wissenschaften keinen Platz gefunden habe. Denn ihr Gegenstand, das Unbewusste und seine Dynamik, sei nur in der analytischen Kur erfahrbar und mit den Mitteln der Universitätswissenschaft schwerlich überprüfbar.

Das Besondere psychoanalytischer Institutionen sieht Ludin in der Geschichte ihrer Spaltungen und Schulstreitigkeiten, was sonst eher in Politik und Religion und nur selten im Feld universitärer Wissenschaften vorkomme. Jene ausgrenzende Überhöhung eigener Vorstellungen beruhe Ludin zufolge u. a. auf den Rivalitäten großer Persönlichkeiten